

Das Blutrache-Palaver.

In den ersten Tagen hatte Hans Ruhl auf der Waldburg keine anderen Pflichten zu erfüllen, als zu sehen und zu hören. Er sollte sich erst eingewöhnen in der für ihn ganz neuen Welt, meinte Dr. Graubart.

Mundinde, seine Patientin, bereitete ihm keine Besorgnis; die Wunde heilte außerordentlich rasch und glatt.

„Kein Wundfieber, keine Eiterung,“ sprach der weiße Mediziner recht erfreut zu Dr. Graubart. „Da hat das Verbandzeug aus dem Samariterkasten geholfen!“

Der Baumtöter lächelte und erwiderte: „Die Natur hat es getan, Kamerad, Sie werden ihre Wunder noch öfter anstaunen. Es ist kaum zu begreifen, wie leicht die Wunden bei den schwarzen Menschen heilen. Ich habe darum keinen Augenblick an dem Aufkommen Mundindes gezweifelt. Übrigens wollte ich Ihnen noch sagen, daß ihr Bruder Eko heute morgen sich bereit erklärt hat, in meine Dienste zu treten. Natürlich ist dadurch auch Mundinde verpflichtet, und ich möchte die beiden Ihnen als Diener überweisen; denn Sie wollen ja im Urwalde studieren; da werden Sie Gehilfen und Gehilfinnen zum Ordnen der Sammlungen brauchen.“

Wie Augen Ruhls leuchteten auf.

„Gottlob!“ rief er, „so stehen die Verfolgten doch unter Ihrem Schutze, Herr Doktor! Haben Sie Nachrichten aus Buëa erhalten?“

„Nein,“ erwiderte Dr. Graubart, „aber ich fasse das Fehlen aller Nachrichten als ein gutes Zeichen auf. Der Kaufbold Leopard hat allem Anscheine nach die Verfolgung auf eigene Faust unternommen, und wir werden in diesen Tagen einen Ausflug nach Buëa machen und dort beim Häuptling gegen ihn und seine Genossen Beschwerde wegen unbefugten Schießens auf unseren Besitzungen erheben. Wer zuerst anlagt, ist im Vorteil; wir werden dann sehen, was sich erreichen läßt.“

Das waren frohe Nachrichten und dazu ein heiterer Tag in der Regenzeit. Hans Ruhl eilte vor das Tor der Waldburg, um einen Gang durch die Kakaopflanzung zu machen, die sich nordwärts von dem Hügel bis zum Gemsenfalle erstreckte. Er schritt am rechten Ufer des sprudelnden Salamanderbaches und betrat zuerst den ältesten, fünf Jahre alten Baumschlag.

Was da zuerst ins Auge fiel, das waren die „Mütter der Kakaobäume“. Der Kakaobaum gehört nämlich zu denjenigen Pflanzen, die in Feuchtigkeit und Schatten gedeihen, darum müssen in den Plantagen Bäume gepflanzt werden, die höher als die Kakaobäume wachsen und diese beschatten können. Diese Schattenspenden nennen die Pflanzer „Mütter der Kakaobäume“. An dieser Stelle hatte der Baumtöter vor sechs Jahren in gewissen Abständen bereits vorhandene jüngere Bäume geschont, nun waren sie erstarkt und hielten in genügender Weise von ihren Schützlingen den Sonnenbrand ab. Zumeist waren es Wollbäume und die nützlichen Ölpalmen, die Dr. Graubart geschont hatte.

Unter ihnen in Abständen von je fünf Metern wuchsen die wohlgepflegten Kakaobäume. Man sah ihnen die Pflege an; denn in einer Höhe von drei bis vier Fuß über dem Erdboden teilten sich die Stämme in je drei Äste, die, nach oben sich verzweigend, eine Krone bildeten. Alles prangte hier im üppigsten Grün; der Kakaobaum wirft seine



Kakao-Pflanze. a. Zweig mit Blüten und Früchten. — b. Blüte. — c. Geöffnete Schote. — d. Bohne.

Blätter nicht ab, er kennt keine Ruhezeit, arbeitet unablässig im tropischen Sommer und Winter und gedeiht darum nur in Gegenden, wo auch in der trockenen Jahreszeit die Erde durch Regenschauer erquickt wird. Auch steht er das ganze Jahr hindurch in Blüte und reift fortwährend seine Früchte. Aber die Blüten des Kakao würde man vergebens im grünen Laube der Zweige suchen; die blaßroten Tinten, die an den Zweigspitzen schimmern, sind

junge Blätter, die erst später die dunkelgrüne Färbung annehmen. Die Kakaoblüten brechen büschelweise aus der Rinde des Stammes und der stärkeren Äste hervor. Kleine Blumen sind es, die aus fünf roten Blumenblättern bestehen und in einem rosenroten Kelche stecken.

Manche Stämme der Pflanzung im Criollotale waren mit diesen Blüten dicht besät; was für eine Ernte würde es wohl geben, wenn alle diese Blüten sich in Früchte verwandeln könnten! Aber die Natur hat der Fruchtbarkeit des Baumes eine Grenze gezogen; aus 3000 dieser Blümlein wird nur einer beschieden, zur Frucht auszureifen. Da freute sich der Gärtner Kuhl, als er über einem dieser zierlichen Blütenbüschel eine wilde Biene summen sah, die, Honig sammelnd, den Blütenstaub auf die Narbe des Griffels übertrug. In diesem Urwalde fanden Bienen und Insekten eine reichhaltige Tafel; darum mußten die Pflanzen so zahlreiche, leuchtende und wohlriechende Blüten enthalten, in der Anlockung der Vermittler der Befruchtung miteinander wetteifern. —

Hier und dort hingen an Stamm und Ast die Erstlingsfrüchte der Bäumchen, kleine grüne Schötchen, Pfeffergurken ähnlich, aber deutlich fünfkantig; an einigen Stellen waren sie schon fingerlang und mit Höckern besetzt. Sie brauchten noch eine geraume Zeit zum Wachsen und völligen Ausreifen; erst im November gedachte der Baumtöter die erste Ernte von den Bäumen, die er groß gezogen hatte, zu lesen.

Inzwischen wurde hier eine andere Lese gehalten: die Kammeruner Weinlese könnte man sie nennen. Von den Ölpalmen, die hier als Mütter der Kakaobäume standen, holten einige Arbeiter den Stoff zu dem erfrischenden

Palmwein, mit dem Ruhl bei seiner Ankunft auf der Walzburg bewirtet wurde.

Einer der schwarzen Burschen kletterte gerade in die Krone der Ölpalme hinauf. Das war keine leichte Arbeit; denn der Stamm der Bäume erreicht eine Höhe von 6—10 m, worauf er sich in eine Krone der mächtigen, fiederförmigen Blattwedel zerteilt, die 2—3 m lang sind. Der Stamm ist zwar nicht ganz glatt, sondern mit Stümpfen abgestorbener Blätter bedeckt, die jedoch den Füßen des Kletterers keinen genügend festen Halt bieten. Der schwarze Bursche hatte aber ein Gerät, das ihm half hinaufzukommen. Er nahm einen starken, aus Palmblattstielen geflochtenen Rahmen, den er um den Stamm des Baumes legte und fest verknotete. Dann lehnte er sich, das Gesicht dem Stamme zugewendet, mit dem Rücken gegen den Reifen, stützte sich mit den Füßen gegen den Stamm und stieg daran empor. Langsam, ruckweise ging es vorwärts; denn von Zeit zu Zeit mußte der Reifen emporgeschoben und an den höher liegenden Narben des Stammes befestigt werden. Endlich war die Krone doch erreicht und der Leser am Ziele; denn dort befanden sich die rispenartigen Blütenstände, und zwar männliche und weibliche Blüten gesondert. Der schwarze Winzer schnitt die männliche Blüte ab, und sofort begann aus der Wunde reichlich Saft zu quellen, aber unter den „blutenden“ Stengel band der Mann sogleich ein Gefäß, in welches der Saft hinabtropfte, und stieg vom Baume herunter.

Von einer anderen Ölpalme brachte ein anderer Neger soeben eine wohlgefüllte Flasche mit Most herab. Hans Ruhl besah sich dieses Erzeugnis näher; es sah wie Molken oder stark mit Wasser verdünnte Milch aus; Ruhl kostete

und fand, daß es süßlich schmeckte. Man kann schon diesen federweißen Saft trinken; in der Regel aber wartet man ab, bis sich die Gärung, die bald in ihm eintritt, beruhigt — man hat dann den regelrechten Palmwein, der wie eine Art Bier schmeckt und ein wenig berauschendes, billiges und angenehmes Getränk Westafrikas darstellt.

Der Palmwein, den Hans Ruhl trank, war ein guter; denn die Kamerunberge genießen in dieser Hinsicht den Ruf ausgezeichneter „Weinberge“. Schade nur, daß der Palmwein keinen Transport verträgt und allzubald verdirbt. Darum können auch die Bakwili ihren Wein nicht weiter fortschaffen als nur bis in die Kamerunstädte. Aber in den Weinländern selbst kann man sich an diesem Blute der Palme stets erlaben; denn die Ölpalme blüht vernünftigerweise vier bis fünf mal im Jahre, so daß an diesem oder jenem Baume stets Blüten da sind, die man anzapfen kann.

Aber der Palmwein ist der geringere Segen, den die Ölpalme dem Neger dieser Landstriche bringt; sie gibt ihm noch Öl, und davon hat sie ihren Namen. An diesen Tage konnte Ruhl sich auch in die Geheimnisse der Palmölgewinnung einweihen lassen. Da trug ein Mann eine der Früchte, eine riesige 60 bis 70 Pfund schwere Erdbeere, die aus zahllosen, dunkelvioletten, pflaumengroßen Einzel Früchten bestand. Er brachte sie an einen Ort nahe dem Hofe, wo sie in feuchter Erde vergraben wurde, um hier 14 bis 28 Tage lang einen Gärungsprozeß durchzumachen. Nachher sollte sie wieder ausgegraben werden, und durch Stampfen würde man das mürbe gewordene Fleisch von den Kernen befreien. Aus dem Fleische sollte endlich durch das Schmelzen über Feuer eine trüb orangegelbe Fettmasse, das berühmte Palmöl, gewonnen werden.

In der Waldburg wurde das Palmöl nicht für den Handel, sondern nur für eigenen Gebrauch bereitet; denn dem Neger ersetzt es Butter, Schmalz und Brennöl. Dr. Graubart huldigte dem Grundsatz, daß seine Pflanzung sich selbst ernähren müsse, darum ließ er nicht nur die Ölpalmen abernten, sondern hatte auch im Osten von der Burg ein Stück Land urbar machen lassen, wo Bananen und Koka, die Kartoffeln Westafrikas, sowie Erdnüsse, Bohnen, die ihre Früchte unter der Erde reifen, angebaut wurden.

Hans Ruhl befand sich hier mit einem Schläge inmitten einer tropischen Landwirtschaft, und er konnte viel lernen; denn sein Herr, Dr. Graubart, der nahe an fünfzig Jahre alt war, hatte jahrelang in Venezuela als Pflanzer gewirkt und richtete in der Waldburg eine Musterwirtschaft ein, die langsam, aber stetig emporblühte. —

Am 7. August ordnete Hauptmann Napoleon die Schar seiner Krüjungen; er wählte zwölf der schmucksten Krüjungen aus; denn am nächsten Tage sollte mit Tagesanbruch der Marsch nach Buëa angetreten werden.

Man konnte Buëa von Waldburg aus auf zwei Wegen erreichen, der eine führte durch eine Reihe kleinerer Bakwilidörfer und war eine vielbegangene Straße, der andere war ein Jägerpfad, der sich durch das Gebirge nahe an der Grenze des Urwaldes und des Graswuchses hinzog. Er wurde von den Buëaleuten auf ihren häufigen Jagdzügen benutzt, und durch ihn geriet die Pflanzung in nähere Beziehungen zu der wilden und kriegerischen Bevölkerung Buëas.

„Wir wählen den längeren und beschwerlicheren Weg,“ meinte Dr. Graubart, „denn auf ihm reist man billiger.“

Auf dem eigentlichen Karawanenpfade würden wir durch eine Reihe von Dörfern kommen und jedem der elenden Häuptlinge für den Durchzug ein Geschenk geben müssen; auf dem Gebirgspfade der Jäger werden wir eine Nacht unter freiem Himmel bleiben müssen, aber Mutter Grün wird uns keine Tücher und keinen Tabak abverlangen.“

Kurz nach drei Uhr nachmittags, den 9. August, standen die beiden Pflanzer samt ihrer Trägerkolonne vor den Toren Buëas. Über Berg und Tal dehnte sich dieses Dorf aus und bedeckte mit seinen Häusern und Gärten einen Flächenraum, der dem Areal einer deutschen Großstadt, wie z. B. Köln am Rhein, gleichkam, obwohl die Einwohnerschaft Buëas nur gegen 2000 Seelen zählen mochte.

Dr. Graubart hatte seinen Besuch angemeldet, und so strömte ein Haufen Volks herbei, um die Gäste zu begrüßen. Mit Neugierde betrachtete Ruhl diese eigenartige Menschenrasse. Die Männer waren recht kräftige Gestalten und zeichneten sich durch starke Schultern und eine breite Brust aus. Wohlbeleibte Figuren ließen sich hier nicht blicken; an diesen Leuten war alles sehnig und muskulös. Auch die Frauen waren meist kräftig und gut gebaut. Man befand sich in Buëa bereits 950 m über dem Meeresspiegel, und die Luft war frisch, ja rauh; trotzdem gingen Männer wie Frauen nur mit einem Hüfttuche bekleidet. Und doch besaßen sie einen Sinn für das Schmücken ihres Körpers.

Dazu mußte in erster Linie das Haar dienen, und Ruhl konnte eine unerschöpfliche Fülle sonderbarster Frisuren sehen. Die einen trugen das Haar in eine Menge Zöpfchen geflochten, andere schnitten einzelne Teile kurz und flochten

die übrigen in Zöpfe, die wild nach allen Seiten emporstanden. Einige Frauen hatten das Haar durch viele Scheitel geteilt, die vom Wirbel aus nach allen Seiten hingingen; jeder Teil war dann noch in Zöpfchenreihen aufgebunden. Einige wieder hatten den Kopf ganz glatt rasiert, wobei, wie Kuhl erfuhr, Glasscherben ihnen das Rasiermesser ersetzten.

Der Bartwuchs der Männer war nicht besonders stark; wer sich aber eines längeren Bartes erfreute, veräumte nicht, ihn gleichfalls in Zöpfchen zu flechten.

Einen weiteren Bestandteil des Schmuckes dieser Naturmenschen bildete die Tätowierung, die im Gesichte und am Körper in mannigfaltigster Weise angebracht war. Auffallend waren die Dhrringe; diese bestanden halb aus daumendicken Röhren von Grass tengeln, worin schwarze Zeichnungen eingebrannt waren, halb aus hohlen Knochen oder Patronenhülsen. Wozu dieser Schmuck diente, erfuhr Kuhl alsbald; denn eine der am Wege stehenden Frauen zog die Hülse aus dem Ohre, entnahm ihr eine Prise und schnupfte. Die Dhrringe waren also Tabaksdosen.

In die freudigen Begrüßungsrufe der Menschen mischte sich lautes Hundegebell; denn die Bakwilijäger halten viele und starke Hunde, die sie mit eigenartigen Abzeichen versehen. Es sind dies an Halsbändern befestigte Klappern, ausgehöhlte, faustgroße Holzstücke etwa von Linsenform, die unten eine Öffnung haben. In dieser Öffnung hängt ein Klöppel aus Holz oder Knochen, der bei jeder Bewegung des Hundes anschlägt und ein lautes Geräusch erzeugt. Jeder Mann erkennt seinen Hund an dem Tone der Klapper.

In dieser Begleitung rückte die Kolonne des Baum-

töters bis vor die grüne Mauer Buëas; denn auch dieses Dorf war wie alle Bakwilidörfer trotz seines weiten Umfangs mit einem lebenden Zaune umgeben, der wohl erst in zweiter Linie als Verteidigungsmittel gegen feindliche Angriffe dienen sollte, in erster aber darum errichtet war, um dem zahlreichen Vieh der Bakwili, das sich mitten im Dorfe umhertreibt, ein Auschwärmen auf die Fruchtfelder, die vor den Dörfern liegen, zu verwehren.

Die Waldburg war ja auch mit derartigen grünen Schutzzäunen verwahrt, aber die Waldburg hatte Tore, durch die man bequem aus und ein gehen konnte. Das war in Buëa nicht der Fall.

Es hätte wohl wenig Mühe gekostet, ein Tor herzustellen, aber dann mußten auch Torhüter angestellt werden, um nur Menschen aus- und einzulassen, dem lieben Vieh aber den Durchgang zu versperren. Zu einem solchen Amte würde sich aber ein Bakwilimann schwerlich hergeben, und so verzichtete man auf Tore und legte an einigen Stellen Treppen an, die aus einem oder zwei Baumstämmen bestanden, in welche Stufen eingehauen waren.

Über dieses Turngerät kletterte die Kolonne des Baumtöters und befand sich nun inmitten des Dorfes. Die Hütten lagen weilerartig zerstreut in einem etwa vier Kilometer weiten Bogen am Rande einer ziemlich stark ansteigenden Bergkette. Die viereckigen Häuser waren überaus leicht gebaut; denn ihre Wände waren in Wirklichkeit „spanische Wände,“ bestanden aus Matten, welche die geschickten Hände der Bakwilifrauen aus Fasern der Bambupalme geflochten hatten. Auf den freien Plätzen zwischen den fensterlosen Hütten trieb sich das Vieh frei

herum. Da sah Ruhl prachtvolle Schafe, Ziegen und fette Schweine; er hörte das Krähen der Hähne und das Gackern der Hennen; vor allem aber war er erstaunt über das schöne Rindvieh, das auf den guten Weiden ausgezeichnet gedieh und zweifellos an das Schweizer Vieh erinnerte.

Ein Gewirr von Pfaden, die man im Grase getreten hatte, bildete die Straßen Buëas, und durch dieses Labyrinth geleitete ein ortskundiger Führer die Kolonne auf einen weiten Platz, auf dem im Schatten einiger Ölpalmen der „König“ von Buëa, namens Letongo, die Gäste erwartete. Ein Despot war dieser König nicht; denn Buëa zerfiel in drei Königreiche, Ober-, Mittel- und Unter-Buëa, von denen jedes seinen Häuptling hatte. Jedem dieser stand auch ein Rat der Ältesten zur Seite, mit dem der König bei wichtigeren Entschlüssen sich ins Einvernehmen setzen mußte. Außerdem hatten die Königreiche noch ihre eigenen Priester oder Medizinmänner, die gar oft in die Politik eingriffen. So war das Regierungswesen des Dorfes ein äußerst zusammengesetztes, aber Letongo galt damals, als Ruhl Buëa besuchte, als der vornehmste Mann, und darum wandten sich die Fremden an ihn.

König Letongo erwartete die Gäste in voller Gala, von den angesehensten Kriegern umgeben. Am Hofe dieses Großkönigs herrschte noch eine spartanische Einfachheit; denn der Herrscher und seine Garde waren nur mit den üblichen Hüfttöchern bekleidet. Der einzige Schmuck, den sie zur Feier des Tages anlegen konnten, bestand aus Helmen, die aus Flechtwerk hergestellt und mit langhaarigen oder auch glatten Fellen verschiedener Art überzogen waren. Diese Helme erinnerten in der Form und durch die nach

der Mitte, nach oben und nach vorn gestrichenen Haare an die bayerischen Raupenhelme. Sie kleideten die muskulösen Krieger ausgezeichnet und paßten zu den langen Kavalleriefäbeln, welche die Mannschaft umgeschlallt hatte. Natürlich trug die Garde auch ihre Schießgewehre.

Der Baumtöter und der Großkönig Letongo waren seit Jahren gute Freunde, und so begrüßten sie sich herzlich, nicht durch Händedruck oder durch Umarmung, wie es europäische Fürsten vor ihrer Hofgesellschaft zu tun pflegen, sondern nach Bakwiliart, indem sie mit ihrer rechten Brust und Schulter einander stießen. Auch der Freund des Baumtötters, der weiße Medizinmann, wurde von Letongo in freundschaftlichster Weise angerempelt. Auf dem großen, für öffentliche Angelegenheiten bestimmten Marktplatz wurden vorerst nur Höflichkeitsbezeugungen gewechselt, und dann ließ der Großkönig die Fremden in die ihnen zugewiesenen Quartiere geleiten. Dort standen einige leere Hütten der Bakwili; alle fensterlos und statt der Türen mit niedrigen Löchern versehen, durch die man in das Innere kriechen mußte. Drinnen befand sich aber gar nichts, was zur Bequemlichkeit beitragen könnte. Die blanke Erde bildete den Fußboden. Ein Holzblock zum Sitzen stellte das Möbel dar; durch diese dürftigste Ausstattung zeichnen sich auch die Häuser der reichsten Bakwili recht unvorteilhaft vor allen anderen afrikanischen Wohnungen aus. Der Reichtum besteht hier allein in Vieh und Jagdbeute.

Der Baumtöter und der weiße Medizinmann verzichteten auf das Nachtlager in diesen niemals gereinigten „Hundehütten“ und ließen ihr Zelt aufschlagen, das von einer Schar neugieriger Gaffer umringt wurde. Die Warenballen wurden von den Trägern in einer der Hütten

niedergelegt, und Napoleon stellte davor Wachen auf. Das war unbedingt notwendig; denn die Söhne des Naturvolkes haben ein gar weites Gewissen und suchen zu stehlen, wo sie nur können.

Großkönig Letongo sandte durch seine Diener Geschenke für Baumtöter. Sie brachten, was das Land erzeugte, ein fettes Schaf, Milch und Honig. Der Weiße erwiderte die königliche Aufmerksamkeit und sandte seinerseits ein Hüfttuch und einige Prisen Schnupftabak. Das Schaf mußte bald ans Messer glauben und wanderte in die Löpfe der Krunege, die ein Feuer angezündet hatten. Ein fetter Bissen wurde von Schmetterling auch für seine weißen Herren zubereitet; das Abendmahl wurde eingenommen, und die vom langen Gebirgsmarsche Ermüdeten sehnten sich nach Ruhe.

Die Sonne war längst untergegangen, die Luft war frisch; denn das Thermometer zeigte nur 14° C. Hans Ruhl wickelte sich in seine Wolldecken ein und gedachte einen süßen Schlaf zu tun. Aber ländliche Stille herrschte nicht in diesem Dorfe. Aus dem nächsten Gehöfte drangen ohrenzerreißende Töne durch die Nacht, ein Geheul, wie es nur durch eine Negerkehle erzeugt werden kann. Was war das?

„Das sind Totenklagen der Bakwili,“ belehrte ihn der Baumtöter. „Vor einiger Zeit ist wohl jemand in dem Nachbargehöfte gestorben. Sein Dahinscheiden wird in den Nächten durch diesen Gesang betrauert. Diese Totenklage werden wir alle Nächte hören müssen; denn es gehört zum guten Tone, möglichst lange in dieser Art zu trauern.“

„Also doch eine Gefühlsseite im Leben dieser Wilden,“

rief Hans Ruhl. „Vielleicht war der Tote ein Vornehmer,“ erwiderte der Baumtöter. „Dann war sein Begräbniß ein recht feierliches. Einer der wenigen Sklaven, die in dem armen Buëa gehalten werden, mußte ihm ins Grab folgen. Aber nur die Seele wanderte der des Herrn in das Reich der Schatten nach. Den Leib hatten die Bakwili zur Ehre des Toten verspeist. Gute Nacht, Kamerad!“

Dr. Graubart schlief ruhig ein, während die neue Enthüllung Hans Ruhl mit Entsetzen erfüllte, und mehr noch als die Totenklage die Bilder, die seine Phantasie vor seinen Augen entrollte, ihm den Schlaf raubten.

Er trat vor das Zelt. Dunkle Nacht lag über Buëa.

„Hier!“ tönte es ihm aus unmittelbarer Nähe entgegen; der Krunjunge, der in der Nacht die Wache hielt, meldete, daß er nicht schlafe.

Hans Ruhl blickte aber nach der Richtung hin, von woher die Totenklage kam; durch die Spalten der losen Wand einer der Hütten im Nachbargehöfte schimmerte ein Feuerchein. Dort war der Tote begraben, und über der Gruft unterhielten die Hinterlassenen wochenlang Tag und Nacht ein Feuer. Ein dunkler Glaube an die Unsterblichkeit der Seele lebte in den Herzen dieser Wilden. War das nicht ein Grund, auf dem man weiter bauen konnte?

Hans Ruhl erhob seinen Blick zum Himmel, hoch über den dunklen Bergen leuchtete das südliche Kreuz, und eine frohe Hoffnung beschlich sein Herz. Ach, es mußte einmal die Zeit kommen, wo die Missionare auch hierher ihren Weg finden würden, um in diesem herrlichen Gebirgslande das Zeichen des Kreuzes aufzupflanzen. —

Am nächsten Morgen beehrte Großkönig Letongo seine

Gäste in ihrem Quartier mit seinem Besuche. Nun rückte der Baumtöter mit seinem Anliegen hervor.

Letongo machte ein ernstes Gesicht. Die Blutrache sollte beigelegt, der Blutbann von Etoö und Mundinde genommen werden — das war keine einfache Geschichte. Darüber konnte er, Großkönig Letongo, allein nicht entscheiden. Da mußte ein „Palaver“ abgehalten werden, eine Ratsversammlung, in welcher man beide Parteien anhören konnte. Nun aber waren einige hervorragende Räte gerade vom Dorfe abwesend, auf der Jagd in der Grasregion des Gebirges; er wollte sie sogleich zusammenrufen lassen; bis aber alle zur Stelle sein würden, dürften einige Tage verstreichen. Aber was schadete das? Letongo läche seinen Freund, den Baumtöter, herzlich gern in Buäa.

Das glaubte der Baumtöter dem Großkönig; denn Letongo war in Wirklichkeit ein Gastwirt, der sich in der schönen Form von Geschenken für die den Fremden gebotene Verpflegung bezahlen ließ. Je länger sie also bei ihm weilten, desto bessere Geschäfte machte der Großkönig. Das wußte der Baumtöter auch, und ohne Besinnen erwiderte er: „Es tut mir leid, Letongo. Ich kann hier solange nicht bleiben. Meine Bäume warten unten im Tale auf mich. Was machen die Diener, wenn der Herr nicht da ist? Ich lasse meine Krulleute die Lasten aufnehmen und gehe heim. Wohl hätte ich Etoö und Mundinde als meine Diener behalten, aber ich kann mir andere Arbeiter aus Viktoria kommen lassen, und da Etoö und Mundinde unter dem Blutbann stehen, so werde ich ihnen die Waldburg verbieten, sie wieder in den Wald hinausjagen, aus dem sie gekommen sind; denn wegen dieser

Leute will ich mich mit Buäa nicht veruneintgen. Du sollst mein Freund bleiben, Letongo. Lebe wohl!“

Er sprach's und erteilte seinen Krujungen Befehle zum Aufbruche. Das wirkte; Letongo wurde nachgiebiger, und man einigte sich, daß das Palaver am nächsten Tage stattfinden sollte. Den bereits angegangenen Tag beschloß man aber mit Parra-Parra auszufüllen.

Parra-Parra! Diese Laute wirken wie ein Zauber auf die Bakwili; denn Parra-Parra werden Ringspiele genannt, denen dieses Volk von Hirten und Jägern leidenschaftlich obliegt.

Am Nachmittage waren Ober-, Mittel- und Unter-Buäa auf dem Festplatze bei Letongo versammelt, und die Zahl der Bewerber war groß, da der Baumtöter anstandslos halber Preise aussetzen mußte. Da winkten den Siegern Tücher, Messer und die so sehr begehrten Tabaksblätter. Es wurde nach allen Regeln der Kunst gerungen, und die Bakwili forderten die Krujungen zum Wettkampfe heraus.

Hauptmann Napoleon hielt es beim Anblicke der muskulösen Gestalten unter seiner Würde, mit dem gemeinen Volke zu ringen. Schmetterling versuchte das Glück und küßte bald den Erdboden. Nicht besser erging es einigen anderen Krujungen, nur der breitschultrige Du-Dchs hielt stand, er vermochte zwar nicht seinen gewandten Gegner unterzukriegen, aber er ließ sich gleichfalls nicht werfen. So sollte der Preis unter die beiden geteilt werden, als unter großem Beifallsjubel des Volkes der Baumtöter das mit Soldatenfiguren bunt bemusterte Taschentuch nicht zerschneiden, sondern ein ähnliches herbeiholen ließ und das eine dem unbezwungenen Bakwili, das andere dem standhaften Du-Dchs gab.

Am Schlusse des Festes, als die Gemüther in vollster Freude erregt waren, hielt der Baumtöter eine überraschende Rede.

Er erzählte seinen Freunden aus Buëa, daß er ein Stück Urwald ausroden müsse, um seine Lieblingsbäume zu pflanzen. Ob sie denn nicht so freundlich sein wollten, auf einige Tage zu ihm herüberzukommen, um ihm bei der kleinen Arbeit zu helfen. Große Bäume brauchten sie nicht zu fällen; das habe er, der Baumtöter, schon selber besorgt, sie sollten nur das kleine Gestrüpp und Holz fortschaffen. Umsonst sollten sie nicht arbeiten; sie kannten ihn ja. Er habe noch genug Tabaksblätter, um sich seinen Freunden erkenntlich zu erweisen. Und wenn die Arbeit vollbracht sein würde, schloß er seine Rede, dann sollten auch die Häuptlinge von Buëa an den Salamanderbach kommen, und auf der neuen Rodung sollte ein Parra-Parra stattfinden, und er würde die Preise aussetzen!

Die Bakwili waren in rechter Stimmung; sie versprachen ihrem Freunde die gewünschte Hilfe, und der Baumtöter kehrte zufrieden in sein Quartier zurück.

„Sehen Sie, Herr Doktor,“ sprach Hans Kuhl, „die Neger arbeiten doch, nur muß man die richtige Form finden, um sie zur Arbeit zu bewegen, und das verstehen Sie ausgezeichnet!“

„Schade nur,“ erwiderte Dr. Graubart, „daß ein solches Mittel nur einmal in Jahren gebraucht werden kann und nur zu bestimmten Zwecken, wie z. B. die Waldrodung. Wollte man es öfter verwenden, so würde man seine Rechnung nicht finden, und die Freunde würden unverschämt werden!“

Am anderen Morgen traten die Ältesten der drei

Buëas vor dem Hause Letongos zusammen, um das Palaver abzuhalten. Das Wort kommt vom portugiesischen *palabre*, d. h. reden, und bedeutet Verhandlung. Die Palaver sind an der ganzen Küste von Guinea gebräuchlich, und bei der Geschwägigkeit der Neger, bei ihrem völligen Mangel in der Wertschätzung der kostbaren Zeit sind sie dem Europäer ein Greuel. Streitigkeiten, Verträge verschiedener Art werden in Palavern geschlichtet und geschlossen. Und je nach den Gegenständen, um die es sich handelt, unterscheidet man zwischen Hühner-, Ziegen-, Ochsen- und Frauenpalavern. Es gibt auch Friedens- und Kriegspalaver, ja auch Palaver, die die Hexerei betreffen, und die wir getrost Hexenprozesse nennen können. Das Palaver, das am 11. August in Buëa abgehalten wurde, war ein großes und bedeutendes; denn es handelte sich um Beilegung einer Blutrache. Allerdings war die Untat, wegen der vor langen Jahren die Fehde entbrannte, längst vergessen; die Buëaleute hatten das Dorf ihrer Gegner vernichtet; Ekoë und Mundinde waren den allermeisten gleichgültig; nur Baumtöter war ihr Freund. Sie zeigten sich darum von vornherein nicht abgeneigt, dem Baumtöter zu Gefallen die Geschwister in Frieden leben zu lassen und den Bluthann von ihnen zu nehmen, vorausgesetzt, daß er für seine Diener an Buëa eine entsprechende Buße zahlen würde. Ob Ekoë und Mundinde lebten oder tot waren, war den Ältesten von Buëa höchst gleichgültig, dagegen glaubten sie, daß man sich die Gelegenheit, einige Tabaksblätter zu erhalten, nicht entgehen lassen sollte.

Der grimme Leopard, ein wilder Geselle, trat wohl als Ankläger auf, aber vergebens hielt er lange Reden; er konnte die Leidenschaften seiner Brüder nicht ent-

flammen. Gegen Mittag wurde bereits nur um die Höhe der Buße verhandelt.

„Gib einen Zentner Tabak jedem der drei Buäer!“ schlug Großkönig Letongo vor.

„Du weißt, Letongo, daß die beiden Leute nicht einen Schuß Pulver und nicht eine Prise Tabak wert sind,“ lautete die Antwort Baumtöters. „Ein Pfund wäre genug, denke ich!“

Das waren die äußersten Angebote, welche die Parteien sich machten, und die Sonne stand schon tief am Himmel, als Friede geschlossen wurde. Gegen Entrichtung von zwanzig Pfund Tabak und gegen das Geschenk je eines Tuches zu 1 Dhd. Taschentüchern an die drei Könige von Buäa wurde von Ekoö und Mundinde der schwere Blutbann feierlichst genommen — aus Liebe und Freundschaft zu dem guten Nachbar Baumtöter!

So wurde alles aufs beste geordnet, und am anderen Morgen begleiteten die guten Bakwili den abziehenden Baumtöter noch ein Stück Weges und riefen ihm beim Abschiede nach: „Auf Wiedersehen!“

Auf der Waldburg war alles in Ordnung, als Dr. Graubart seine Pflanzung wieder betrat. Er ließ Ekoö rufen und teilte ihm sein Abkommen mit den Leuten von Buäa mit. Der Bursche schien die Worte nicht zu verstehen, und als ihm Dr. Graubart noch einmal das Ergebnis seiner Verhandlung wiederholte, da flog ein böses Lachen über das dunkle Antlitz, und er erwiderte trocken: „Herr, das ist ganz gut! Da kann ich ja mit Mundinde wieder in den Wald ziehen!“

„Tut, was ihr wollt,“ entgegnete Dr. Graubart und entließ den Bakwiliburschen.

„Man muß auf keinen Dank rechnen,“ sprach er zu Hans Ruhl, als sie allein waren, „obwohl mich die kaltblütige Selbstsucht dieses Naturmenschen unangenehm berührt, war ich doch auf etwas Ähnliches gefaßt. Ich wäre ja sowieso einmal nach Buäa hinaufgeklettert, um mir Gehilfen zur Ausrodung der neuen Plantage zu verschaffen; wenn ich aber wegen der schlanken, süß flötenden Mundinde und des groben Ekoö einen Tag mit Negern verschwagt und ihnen einen Haufen Tabak geschenkt habe, so geschah dies nur um des Guten an sich willen. Ich wollte nur mein Gewissen beruhigen. Ich hätte ja doch das schöne Geschwisterpaar, nachdem Mundinde sich erholt hatte, an die Luft setzen können. Mochten Bruder und Schwester wandern, wohin sie wollten. Es war aber eine eigenartige Fügung des Schicksals, daß die Kinder der ehemaligen Herren der Waldburg in dieser wie ein gehektes Wild Schutz suchten. Wenn ich sie verstoßen hätte, dann wäre ich niemals ruhig geworden; wäre einem von ihnen ein Leid geschehen, so würde mir mein Gewissen vorgeworfen haben: Du bist daran schuld; du hättest dazwischen treten können, und der Mord wäre nicht geschehen. Diese Feinfühligkeit war, wie Sie sehen, der Welt gegenüber ganz unnötig; der Bursche weiß mir keinen Dank und rennt ins Verderben; denn er muß sich doch sagen, daß über kurz oder lang sein Verhältnis zu den Buäaleuten wieder auf den alten Fleck gelangt.“

„Der Bursche ist wild und roh, Herr Doktor,“ erwiderte Hans Ruhl, „aber Mundinde ist anders geartet. Lassen Sie das Mädchen rufen und sprechen Sie mit ihm. Es wird Ihnen Dank wissen und auch ihren Bruder umstimmen!“

„Glauben Sie?“ fragte Dr. Graubart spöttisch. „Nun, Ihnen zu Gefallen will ich es tun!“ und er ließ Mundinde rufen.

Aber sie kam nicht. Sie war nicht zu finden. Ein Arbeiter sagte, er habe sie mit Ekoë in den Wald laufen sehen. Und die Waldbögel kamen nicht wieder, nicht am Abende und nicht, als der Tag graute.

„Sie sind davongeflogen!“ meinte Dr. Graubart. „Wir haben unsere Pflicht erfüllt — und reden wir nicht weiter von ihnen!“



VI

Waldbögel.

Die Bahwili hatten Wort gehalten. Sie waren in das Criollotal gekommen, hatten den Wald ausroden helfen, hatten Parra-Parra veranstaltet und waren wieder nach Buëa abgezogen. Von ihnen hatte Hans Ruhl erfahren, daß Ekoë und die schöne Mundinde in ihrer alten Jägerhütte wenige Stunden bergaufwärts von der Waldburg hausten. Aber die Zeit verwischte den ersten, vorteilhaften Eindruck, den Ruhl von dem Mädchen empfangen hatte; ihn beschäftigten jetzt neue Aufgaben; das frisch ausgerodete Waldstück am Südufer des Baches hatte von Dr. Graubart den Thüringer Namen „die Ruhl“ erhalten; sie sollte mit der besten Criolloforte bepflanzt werden, und Ruhl ging mit größter Sorgfalt daran, den Boden richtig vorzubereiten, und steckte Criollobohnen, um Pflänzlinge heranzuziehen.